



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 1 January 6, 1953

Köln: Bund-Verlag, January 6, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

KÖLN, 8. Januar 1953 · Jahrgang 6
Preis 15 Pfennig · Nummer 1

Nur die Ruhe

wenn einer kommt und Krach schlägt

Angenommen, ein Fremder versucht einen Streit mit dir vom Zaun zu brechen, etwa in einer Gesellschaft oder auf einer Tagung. Er tritt auf dich zu und sagt: „Wie ich höre, sind Sie ein Freund der Gewerkschaften, das sind doch alles nur Erpresser und Gauner!“ Nehmen wir ferner an, daß du dir durch deine Beschäftigung mit Arbeiterfragen allgemeine Anerkennung erworben hast und also diese Bemerkung schon an Beleidigung grenzt. Wie wirst du dich verhalten?

Es gibt drei naheliegende Möglichkeiten — und eine, die nicht so selbstverständlich ist. Du kannst ihm eine Ohrfeige geben. Du kannst dich umdrehen und mit aller Würde, die dir zu Gebote steht, weggehen. Du kannst ihm antworten: „Sie verstehen überhaupt nichts davon!“ und eine erregte Diskussion anfangen. Diese wird wahrscheinlich, ähnlich wie bei einer Auseinandersetzung auf der Straße, eine Ansammlung hervorrufen und wie alle derartigen Wortgelechte völlig ergebnislos verlaufen.

So würde man üblicherweise handeln, aber vielleicht stellst du einmal folgenden Versuch an. Weiche nicht aus, setze eine möglichst interessierte Miene auf und sage kein Wort.

Dein Gegner macht ein verdutztes Gesicht, faßt sich aber schnell und geht erneut zum Angriff vor: „Jedes Kind weiß, daß alle Gewerkschaftsführer Halunken sind!“

Bleibe weiter ruhig und schweige. Das Wesen dieses Versuches besteht darin, sich auf keine Diskussion über vage Gemeinplätze einzulassen, wobei doch nur aneinander vorbeigeredet wird. „Gut“, sagst du, „das ist ein Gesichtspunkt. Sprechen Sie nur weiter.“

Dein Gegner zwinkert und räuspert sich. Er ist sichtlich außer Fassung gebracht. „Na ja — äh —, das ist doch eine bekannte Tatsache, nicht wahr?“ Jetzt geht er vom Angriff zur Verteidigung über. Solltest du dich versucht fühlen, deinen Vorteil auszunutzen? Lasse dich nicht dazu verleiten.

„Nur weiter“, sagst du, „ich höre zu.“ Und du hörst auch zu. Du willst feststellen, wie er zu dieser Einstellung gekommen ist. Hat er einmal üble Erfahrungen mit einer Gewerkschaft gemacht? Oder was sonst?

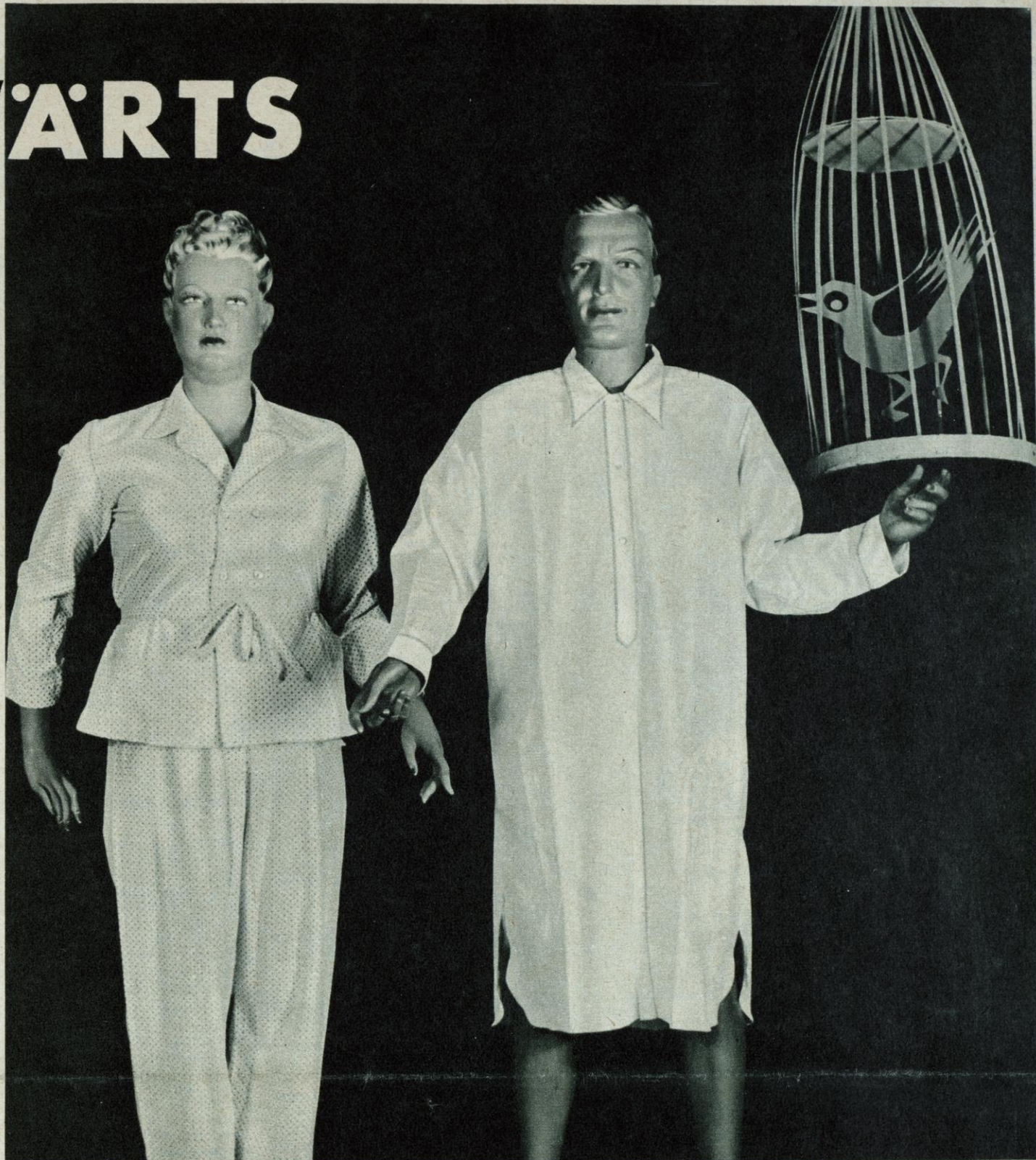
Dein Gegner macht den Mund auf und wieder zu und tritt auf der Stelle. „Na ja, manche Leute halten das Ganze für eine Gaunerei; wie denken Sie darüber?“ Das ist das Zeichen, daß der Versuch geglückt ist! Der Angriff ist steckengeblieben. Der Mann, der dich ursprünglich in die Enge treiben wollte, fragt dich jetzt nach deiner Meinung. Du kannst ihn entwallnet stehen lassen oder auch den Versuch fortsetzen.

Wenn du deinen Gegner als Mensch behandelst, der eine berechnete Ansicht vertritt, wird sein Selbstgefühl nicht verletzt; er wird schließlich versuchen, deine Meinung kennenzulernen und dir vielleicht sogar entgegenkommen, um mit dir einig zu werden.



Barfuß bis zum Hals

Ist die junge Ulla in das klare Wasser des abendlichen Sees gestiegen. Dieses Bild sollte einer der Höhepunkte des Films „Sie tanzte nur einen Sommer“ werden. Aber in vielen Kinos kam die Feierlichkeit dieser Szene nicht so feierlich an, wie der Regisseur sich das gedacht hatte, und mehr als einmal war im Publikum die Melodie zu hören: „Pack die Badehose ein...“ Ulla Jacobsson fand viel Sympathie, aber auch Ablehnung in Deutschland. Was für ein Mädchen ist sie? Auf Seite 3 lesen wir die Antwort. Unser Mitarbeiter Egon Paparis hatte ein interessantes Interview mit ihr.



Seid Ihr das ideale Brautpaar?

Diese Frage ist nichts Besonderes, nichts Neues. Seit Jahrtausenden bemühen sich junge Menschen, den idealen Partner fürs Leben zu finden. Gibt es überhaupt einen idealen Lebenspartner? Gibt es überhaupt ein ideales Brautpaar? Wir haben unseren Mitarbeiter Alexander gebeten, diese Frage für die Leser des AUFWÄRTS zu beantworten.

Es ist immer Frühling, wenn man sich liebt. Und immer, wenn man sich liebt, hält man sich und den anderen (oder die andere) für das ideale Paar. Man kann es sich sogar bestätigen lassen, daß man füreinander bestimmt ist. Neuerdings kann man das. Im vergangenen Jahr wurde das Ei des Kolumbus für ideale Ehen gelegt. Der Nordwestdeutsche Rundfunk war die glückliche Glücke. Die amüsante Sendung „Das ideale Brautpaar“ ist schnell in ganz Deutschland bekannt geworden. — Aber sind wir auch ganz sicher, ob das vermeintliche Kolumbus-Ei, das den Brautpaaren bestätigen soll, daß sie ideal sind, nicht doch ein gezuckertes Windel ist...? Das wollen wir untersuchen:

Da kommt also ein Brief für unsere Verlobten vom Nordwestdeutschen Rundfunk, daß man als Brautpaar, zusammen mit drei anderen Paaren, an der Sendung „Das ideale Brautpaar“ teilnehmen könne, wenn man wolle. Natürlich will man, denn man hat sich ja dafür gemeldet. Und alle Leute sollen es doch wissen, daß wir uns liebhaben und wie gut wir uns verstehen. Oh, wir werden schon den Ersten Preis bekommen. Wir sind doch so gut aufeinander ein- und abgestimmt. Nie hat es ein idealeres Paar gegeben.

Eines Abends ist es dann soweit. Die berühmte Kapelle hat wundervolle Musik gemacht. Lauter Geigen. Willi Schneider und Lonny Kellner singen das schöne Brautpaarlied. Das große Publikum hat allen rauschend applaudiert. Und doch war das alles noch nicht der Höhepunkt. Der Höhepunkt ist das junge Paar. Unser junges Paar. Die Musik macht einen Tusch. Der große Augenblick ist da. Das junge Mädchen tritt auf die Bühne. Der freund-

liche alte Jacques Königstein blinzelt lustig mit den Augen und stellt die erste Frage. — Eine dumme Frage eigentlich. Es geht um eine Kleinigkeit. Aber das ist richtig, denn das ganze Leben besteht ja doch aus Kleinigkeiten. Die Braut antwortet. Unfreiwillig macht sie einen Scherz. Die vielen Menschen, die hellen Lichter, das macht doch etwas nervös. Sekundenlang hat sie die Vision eines Affchens von vielem Volk befaßt. Aber das ist schnell vorbei. Die Menschen lachen herzlich, klatschen Beifall, und da lacht auch sie mit. Dann noch drei Fragen. Dann darf sie wieder von der Bühne gehen, von Musik und Beifall umrauscht. Und dann kommt der Verlobte auf die Bühne. Jetzt muß er die vier Fragen beantworten, die schon an die Braut gerichtet wurden. Übereinstimmung in den Antworten der Partner werden mit 0 bis 8 Punkten bewertet. Dann gibt es noch Sonderpunkte für Witz, Höflichkeit und Aufrichtigkeit. Jeder Punkt bedeutet eine D-Mark. Und das beste, das ideale Brautpaar erhält eine Sonderprämie von DM 150.—. Man kann es brauchen, das Geld, wenn man ein eigenes Leben anfangen will.

Nun wollte es das Pech, daß unser Brautpaar nur wenige Punkte bekommt und kein „ideales Brautpaar“ wurde. Und jetzt kommen plötzlich Zweifel, sie überlegen, ob sie wirklich so gut übereinstimmen, wie sie immer gedacht haben. Zwei Tage vor der Hochzeit meinten die beiden sogar, sie paßten überhaupt nicht zusammen, weil ihre Antworten auf die Fragen so wenig übereinstimmten.

Und jetzt möchte ich, Alexander, der Autor dieses Artikels, dem Brautpaar etwas sagen. Ich will es allen Brautpaaren sagen: Warum sagt keiner den Brautleuten, daß Übereinstimmung nicht das gleiche ist wie Harmonie. Daß die Harmonie wichtiger ist als die Übereinstimmung! Warum soll ein Paar nicht glücklich werden, wenn er morgens Buttermilch und sie am liebsten Bier mag. Dieser Fall ist extrem. Gewiß. Aber nichtsdestoweniger können die beiden glücklich werden. Nach dem „Idealen-Brautpaar-Maßstab“ des Nordwestdeutschen Rundfunks bekämen die beiden

auf die Frage nach dem gemeinsamen Frühstück wohl keinen Punkt.

Aber das Leben teilt seine Punkte anders aus. Mit seiner Sucht nach übereinstimmenden Antworten von jungen Brautpaaren leistet die Radio-Show einer großen Gefahr Vorschub, einer Gefahr, die uns von allen Seiten bedrängt, der wir uns entgegenstemmen sollten: der Kollektivisierung, der Gleichmachung!

Es wird den jungen Menschen eingeredet, daß sie möglichst wenig eigene Ansichten, eigene Wünsche, eigene Ideen, möglichst wenig Individuelles an und in sich haben sollten. Es ist doch gerade diese Uniformität der Meinungen und Ansichten, die wir für so verderblich halten.

Nicht dann, wenn die Partner in allen Dingen übereinstimmen und sich gleichen wie eine Schaufensterpuppe der anderen — nämlich langweilig und ohne Gedanken —, nicht dann gibt es eine glückliche Ehe.

Die gute Ehe beweist sich irgendwo anders. Sie beweist sich dann, wenn man den anderen trotz seiner Fehler liebt. Sie beweist sich dann, wenn man nur des anderen Glück sucht und nicht das eigene. Es gibt kein ideales Brautpaar. Und erst recht gibt es kein ideales Ehepaar. Soviel gute Voraussetzungen kann kein Mensch mitbringen. Gott sei Dank gibt es keine Ehe zwischen zwei Schaufensterpuppen mit NWDR-genormten Idealmaßen. Es gibt nur Ehen, in denen die Partner Tag für Tag den Schweinehund in sich bekämpfen und nur darauf bedacht sind, den anderen (oder die andere) glücklich zu machen. Und dann gibt es noch Ehen, in denen jeder vom anderen sein Glück erwartet und selber nichts dazu tut. Und diese Ehen gehen kaputt.

**Wir sind füreinander bestimmt!
Bestimmt?**

Die im Rampenlicht stehen



Späte Rache

Vor kurzem stand in Stockholm Fräulein Hertha Alingsaß vor dem Polizeirichter. Wegen Übertretung der Verkehrsregeln. „Ich hatte es sehr eilig“, entschuldigte sie sich. „Ich mußte in die Schule!“ — „Sie sind Lehrerin?“ fragte der Richter. Als Fräulein Alingsaß dies bejahte, ging ein Strahlen über des Richters Antlitz. „Jahrzehnte warte ich darauf!“ frohlockte er. „Fräulein Alingsaß, Sie bleiben jetzt hier und schreiben fünf hundertmal auf: „Ich darf bei rotem Licht nicht die Straße überqueren!“

Fuß-Statistik

Die Füße der Hausfrau von durchschnittlichem Körpergewicht sind einer Gesamtbelastung von 930 Tonnen an einem normalen Wochentag und von 1206 Tonnen an den Tagen der Weihnachtseinkäufe ausgesetzt, verkündete das britische Büro für Fußgesundheit.



Nachlaufen zwecklos

In einer Bonner Schule wurden in letzter Zeit Mäntel von den Haken im Flur gestohlen. Ein besonders kräftig gebauter Schüler versah daraufhin seinen Mantel mit einem Schild: „Stehlen zwecklos! Inhaber Schmeling!“ Nach Schulschluß war der Mantel weg. Dafür hing das Schild noch da mit dem Zusatz: „Nachlaufen zwecklos! Zatopek!“

Gespenster mit Temperament

„Gibt es nach Ihrer Ansicht noch Gespenster in England?“ fragte der britische Rundfunk seine Hörer. 12.000 Antworten lauteten bejahend. Die am meisten beimgesuchten Gegenden sind demnach Devon mit 94 „lustigen Geistern“, Gloucestershire mit 14 „melancholischen Geistern“ und Somerset mit 34 „überwiegend schlecht erzogenen Geistern“.

„Echter“ Darsteller

Um im afrikanischen Dschungel der britischen Kolonie Kenia einen stillechten Film drehen zu können, verpflichtete eine amerikanische Filmgesellschaft einen grimmigen schwarzen Panther. Er kam per Flugzeug in Nairobi an und stammt — aus dem Mailänder Zoo.



Gut präpariert

Die ehrenwerten Mitglieder des britischen Oberhauses waren starr vor Entsetzen, als sich vor kurzem Lord Dorchester erhob, um über das Problem der Kirchengemeindevahlen zu sprechen. Nicht daß das Thema so ungewöhnlich war, nein: der 76jährige Peer hielt seine erste Rede im Oberhaus, dem er seit 21 Jahren angehört.

Schlagfertig

Auf einem Empfang fragte ein ausländischer Diplomat den französischen Parteiführer Edouard Herriot, warum Frankreich viele seiner Staatsmänner gerade unter den 80jährigen aussuche. „Es muß wohl daran liegen“, erwiderte Herriot liebenswürdig lächelnd, „daß die 90jährigen tot sind.“



Messer an der Kasse abgeben

Im Vorraum des einzigen Kinos im englischen Ort Hunstanton hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Messer an der Kasse abgeben.“ Der Besitzer wurde zu dieser Aufforderung durch die üble Gewohnheit einiger junger Kinobesucher veranlaßt, die regelmäßig die Polstersitze mit scharfen Messern aufschlitzten.

Es war mühselig und anstrengend, was ich am Silvester- und Neujahrstag tat. Ich hörte am Radio die Ansprachen und las in den Zeitungen die vielen Artikel zum Jahreswechsel von Ministern, Abgeordneten, Führern großer Organisationen, Schriftstellern und Redakteuren. Viel Gutes wurde gesagt und geschrieben. Das geschieht in jedem Jahr. Und was bleibt davon übrig?

Fast jeder Sprecher und Schreiber legte das Gewicht seiner Worte auf die Beziehungen der Menschen untereinander. Jeder sprach oder schrieb davon, daß wir uns alle als Menschen begegnen müssen, wenn wir auch in der Sache selbst sehr verschiedener Meinung sind. Daß wir wieder verstehen lernen, Sache und Menschen zu trennen, dies wird jeder junge Mensch ohne Vorbehalt unterstreichen. Doch wie sieht es in der Praxis aus? Kann man alles das so gut und schön Gesagte noch ernst nehmen? Denn was tun die, die so reden und schreiben, damit es besser wird? Es muß gesagt werden, herzlich wenig. Nach der Feiertagsstimmung haben sie meist die guten Vorsätze (soweit sie sie hatten) im Trubel ihres Tuns vergessen. Es bleibt alles beim alten. Nein, noch mehr, die Formen des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kampfes werden noch schärfer, und der Mensch wird noch mehr zurückgedrängt.

Das ist etwas, was innerlich keiner will. Darum sollten die den ernsthaften Anfang machen, die so viel von menschlicher Annäherung reden und schreiben, die, die im Rampenlicht des öffentlichen Lebens stehen.

Ihr Beispiel an Verständnis, Takt und Sachlichkeit wird Wunder wirken.

Nicht fremd gegenüberstehen

Mit Genugtuung haben wir festgestellt, daß in den Schulen im Rahmen der Sozialkunde auch Staatsbürgerkunde gelehrt wird. Wir sind auch erfreut über die Tatsache, daß im Zuge der Staatsbürgerkunde den Jugendlichen der Begriff der Gewerkschaften nahegebracht wird. Auf der anderen Seite erscheint es uns jedoch fraglich, ob die Lehrkräfte, die sich nun mit dieser Materie zu befassen haben und den Kindern ein objektives Bild über die Gewerkschaften

vermitteln sollen, immer die Personen sind, die im Sinne der Sache zu wünschen wären. So konnte es beispielsweise vorkommen, daß sich in Darmstadt ein Gewerbelehrer an den Betriebsratsvorsitzenden einer großen Behörde mit der Bitte wandte, ihm doch über die Gewerkschaften, ihr Wesen, ihre Struktur und ihre Ziele nähere Angaben zu machen und ihm darüber hinaus vielleicht auch noch etwas Literatur zu überlassen. Auf die Frage, wofür er dieses benötigen würde, entgegnete der Lehrer, daß er die Auflage bekommen hätte, Unterricht über die Gewerkschaften zu geben.

Jetzt tritt das Kuriosum ein: Als er von dem Betriebsratsvorsitzenden gefragt wurde, ob er denn Mitglied der Gewerkschaft sei — in diesem Fall der Gewerkschaft „Erziehung und Wissenschaft“ —, verneinte er.

Für uns wirft sich die Frage auf: Ist denn ein Mensch, der der Gewerkschaft selbst fremd gegenübersteht, überhaupt in der Lage, seinen Schülern den Begriff „Gewerkschaft“ näherzubringen? Wir verneinen dies und würden es begrüßen, wenn die Schulbehörden

und die Schulleitungen bei der Auswahl der Lehrkräfte für diese Fächer etwas sorgfältiger handeln würden.

Der Brunnen des Mitgefühls

Vor wenigen Tagen sah man ein erschütterndes Bild in den Zeitungen, das die Ankunft von 27 Österreichern in Wien, die aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft heimkehrten, zeigte. Sie gehören zu den wenigen Glücklichen, die durch den Eisernen Vorhang schlüpfen konnten. Heute, sieben Jahre nach der Kapitulation, liegen immer noch keine Nachrichten von 1.500.000 Männern vor, die gegen die Sowjets gekämpft haben. In unserer heutigen Zeit besteht die Gefahr, gegenüber der Not und dem Leiden einer einzelnen Gruppe taub zu werden. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte ist eine so furchtbare Kunde von menschlicher Tragödie und Unmenschlichkeit dem Mitmenschen gegenüber, daß der Brunnen des Mitgefühls beinahe leer geworden ist. Doch wir würden uns selbst der Unmenschlichkeit schuldig machen, wenn wir irgendeinen unserer Mitmenschen in Vergessenheit geraten ließen.

Dieses Mal werden die Chefs bestimmt nichts sagen können

„Stimmt doch nicht! Wir sind doch gar nicht so“, pflegen die Einzelhändler zu sagen, wenn sie mal wieder wegen ihrer Ladenschließzeiten und der damit zusammenhängenden Arbeitszeiten ihrer jugendlichen Lehrlinge angeschossen werden. Und wenn sie besonders böse sind, dann setzen sie noch hinzu: „Alles Hetze! Das sind nur mal wieder die Gewerkschaften, die...“

Natürlich sind es die Gewerkschaften, die da „wieder einmal das Maul aufgerissen haben“. Dafür sind sie ja auch schließlich da. Und was die „Hetze“ anbetrifft, so hat sich jetzt u. a. die Jugendgruppe der Zeche Emscher-Lippe in Datteln die Mühe gemacht, die Ladenschließzeiten der Einzelhandelsgeschäfte ihrer Stadt zu beobachten. Es ging ihnen darum, einmal ganz konkret zu erfahren, wann die Herren Chefs ihre jugendlichen Lehrlinge nach Hause zu schicken pflegen. Fünfzehn Einzelhandelsgeschäfte der Stadt Datteln wurden an neun hintereinanderliegenden Werktagen beob-

achtet. Das Ergebnis ist unglaublich, die größte Gewerkschafts-„Hetze“ noch zu simpel.

Daß es eine gesetzliche Arbeitszeitregelung für Jugendliche gibt, scheint bis Datteln noch nicht vorgedrungen zu sein, denn sonst könnte es nicht vorkommen, daß beispielsweise eine Firma ihre Lehrlinge in neun Tagen 910 Minuten — also täglich fast zwei Stunden — länger als gesetzlich erlaubt beschäftigt. Und so können dort 14 weitere Betriebe aufgezählt werden, die ihre Lehrlinge nach Gutdünken nach Hause schicken. Der AUFWARTS wird noch auf den Fall Datteln ausführlicher zurückkommen. Hiermit ist die Sache nicht erledigt. Denn die Kollegen von Emscher-Lippe haben gut beobachtet und können genau sagen: An dem Tag ist jenes Geschäft um soundso viel Uhr geschlossen worden und der Lehrling X nach Hause gegangen. Und diesmal werden die Herren Chefs nicht sagen können. „Gewerkschafts-Hetze! Wir sind doch gar nicht so!“ Sie sind doch so...



Hunger schreit es in Zwickau von Litfaßsäulen, vom Straßenschilder und von Laternenpfählen. Gestern abend waren die Straßen der Sowjetzone noch grau in grau, heute aber schreit es von allen Ecken in stummem Protest, daß verzweifelte Bewohner keinen Weg mehr wissen, ihre knurrenden Mägen zu beruhigen.

Fotos: Archiv



Es schmeckt dem Russengeneral wie es scheint, nicht schlecht. Der Kommandant des sowjetischen Sektors von Berlin wußte auf einem Empfang der tschechoslowakischen Militärmission in Wannsee, wie man am kalten Büfett Feinschmeckerbissen zusammenstellen kann. Die Tschechoslowaken feierten den 31. Staatsgründungstag des Sowjetsatelliten-Staates.

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Str. 70. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Tel.: 21 15 88, 21 16 88. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln. Mitteilung auf Grund des Paragraphen 2, Abs. 2, Satz 1, des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 14. Oktober 1949: AUFWARTS erscheint im Bund-Verlag GmbH. Inhaber sind die Gesellschafter Georg Reuter, Albin Karl, Christian Fette, Albert Kern, Johann Platte, Gerhard Nürnberg, Bernhard Tacke.



Ulla Jacobsson, Star des weltberühmt gewordenen Films, erlebte einen Schreck in der Heiligabendstunde, als sie in der schwedischen Zeitung „Aftonbladet“ las, was Schriftsteller Ekström über sie gesagt hatte: „Stereotyp und ohne Wärme.“

Sie spielt gehemmt, ich dagegen wollte eine Kerstin voll Glut und Wärme. Jedes Mal, wenn ich mir den Film wieder ansah, war ich erstaunt, wie schlecht Ulla Jacobsson für diese Rolle gepaßt hat.“

Ulla, pack die Badehose ein!

Interview mit Ulla Jacobsson

Olaf Ekström mag ja recht haben mit dem, was er über Ulla Jacobsson gesagt hat. Aber es war nicht nett von ihm. Das ist die Meinung, die man in diesen Tagen überall in Schweden zu hören bekommt, wenn man sich mit Filmfreunden unterhält. Das Interview der schwedischen Zeitung „Aftonbladet“ mit dem Autor des Buches „Sie tanzte nur einen Sommer“ kurz vor Weihnachten hat viel Schnee aufgewirbelt. „Ulla Jacobsson ist eine schlechte Schauspielerin“, hatte Ekström in dem Interview gesagt, und das war ein Schock für die vielen tausend Schweden, die die kleine Kerstin, die nur einen Sommer tanzte, ins Herz geschlossen hatten.

Ich kann mich erinnern, wie ich während einer Vorstellung des Filmes ein junges Mädchen zu seiner Freundin sagen hörte: „Du, wie die möcht' ich auch mal sein.“ Nun, alle jungen Mädchen schwärmen vom Ruhm der Filmleinwand. Aber ich muß jetzt an diesen kleinen Backfischseufzer denken, jetzt, da ich einem Mädchen gegenüber sitze, das vom Leben einer Filmschauspielerin herzlich wenig hält: Ulla Jacobsson.

„Sie glauben ja gar nicht, wie froh ich war, als ich den Film hinter mir hatte“, sagt das zweiundzwanzigjährige Mädchen mit dem kleinen Mund und den großen Augen. „Das Filmen ist furchtbar. Hundertmal muß eine Kopfbewegung oder ein Lächeln geprobt werden, bis die Szene sitzt. Und der ganze technische Apparat. Die Scheinwerfer. Die Kameras. Alles so verwirrend.“ Nun ja, das ist das alte Lied vom großen Leid des Filmschauspielers: der Film zerreißt die Rolle. Es gibt da nicht mehr die Geschlossenheit des schauspielerischen Erlebens. Auf der Bühne kann man so wunderbar in der anderen Person aufgehen. „Das ist nämlich das“, sagt Ulla, „weshalb ich überhaupt zur Bühne wollte. Ich hab' mich schon als kleines Mädchen immer verkleidet, mich vor den Spiegel gestellt und aufgesagt.“

„Da Sie gerade von dem Spiegel sprechen, vor dem Sie aufgesagt haben, erinnere ich mich, es gibt doch da die nette Geschichte, wie Sie vor einem Bild geweint...“ — „Ach ja, das war im »Jedermann«, lacht Ulla und fällt mir ins Wort, „meine erste größere Rolle sollte ich da spielen. Das war kurz, nachdem ich meine Schauspielprüfung im Stadttheater Gotenburg bestanden hatte. Natürlich hatte ich meine Rolle gut gelernt. Und natürlich ging alles schief. Der Regisseur wurde unruhig und schickte mich in die Garderobe. Da hing das bewußte Bild.“

Ein Porträt. Ein düsteres Gesicht wie mein Partner, an den ich meine Worte richten sollte. Da habe ich vor dem Bild meine Rolle noch einmal gelesen und mit dem Bild gesprochen. Ich hab' sogar richtig geweint. Dann bin ich wieder auf die Bühne gegangen. Ich habe gespielt wie nie zuvor. Und kein Mensch wußte, was mit mir vorgegangen war. Ganz plötzlich war das gekommen: die Worte waren Leben geworden. Sehen Sie, und deshalb ist die Bühne für mich richtiges Leben. Film ist immer Konstruktion.“

Das ist nicht falsch, was Ulla sagt. Aber eins merkt man bei ihren Worten: Sie ist noch ohne Routine. Das ist gut, denn so bleibt alles, was sie spielt, ehrlich und im letzten selbst erlebt. Und es ist gleichzeitig auch schlecht, sie wird mit vielen Schwierigkeiten vor der Kamera schwer zu kämpfen haben. Schwierigkeiten, die von Routiniers mühelos umgangen werden. Aber das sind Dinge, an die sie damals noch nicht gedacht hat. Damals, als sie noch in der Schule Theater spielte. Oder etwas später im sozialistischen Jugendklub zu Hause im kleinen Möldal, wo Ullas Mutter Stadtverordnete war. Wo Mutter Sigrid als Mitglied der sozialdemokratischen Frauenbewegung in der „Frauengilde“ Vorträge über moderne Schriftsteller hielt. Ulla deklamierte und sang dazu.

Aber heute ist das alles viel schwieriger. So schwierig oft, daß es bis zum Krach mit dem Regisseur kommt. Als „Sie tanzte nur einen Sommer“ gedreht wurde, passierte das. Regisseur Mattson, der sie entdeckt hatte, wollte ihr die Rolle der Kerstin wieder abnehmen. Er hatte schon nach Stockholm telegraphiert: „Schickt mir jemand anders.“ Aber das ging nicht mehr. Gott sei Dank gab es einen Vertrag. Die Filmgesellschaft hielt sich daran. Und heute tut es ihr nicht mehr leid. Warum auch? Ulla Jacobsson ist noch sehr jung. Sie ist noch keine Schauspielerin, sie wird erst eine. Daran hätte Olaf Ekström denken sollen. Gerade er hätte daran denken sollen, denn er ist auch nicht viel älter als Ulla. Und immerhin ist der Film besser als sein Buch! Es war nicht zuletzt Ulla Jacobsson, die geholfen hat, ihn berühmt zu machen. Daran hätte er denken sollen. Junge Leute sollten zusammenarbeiten, nicht gegeneinander. Egon Paparis

Rotgefärbte Märchen

Ideen haben die Leute

Im Kampf gegen Schmutz und Schund wolle man den Lüneburger Jugendlichen die verderblichen Jugendschmöker gegen neue und gute Jugendliteratur eintauschen, wurde durch ein Rundschreiben mitgeteilt, das in zahlreiche Haushaltungen geschickt wurde. Tatsächlich wurden auch die ältesten Schmöker im Verhältnis 1:1 gegen neue Bücher, die teilweise auch Märchen enthielten, umgetauscht.

Erst beim Lesen stellte sich heraus, daß diese Märchen rot gefärbt waren und geschickt getarnte kommunistische Propagandaparolen enthielten. Die Polizei macht nun Jagd auf eine unbekannt Frau, die offensichtlich in kommunistischem Auftrag die ostzonalen Märchen an die Lüneburger Jugend heranbringen wollte.



Ulla lachte, als die Mutter ihr unter dem Weihnachtsbaum aus der Zeitung vorlas, daß sie eine schlechte Schauspielerin sei.



Als ihr erster Film „Sie tanzte nur einen Sommer“ gedreht wurde, war sie selbst nicht von ihren Fähigkeiten überzeugt.



Diese Szene hatte beim Publikum den meisten Erfolg. Filmkritiker fanden sie nicht so wichtig, Ullas Qualitäten aber gut.



LEBEN

erhalten und zerstören, zwei ganz gegensätzliche Bemühungen, werden auf dieser Welt mit der gleichen Leidenschaft betrieben. Mit Kugeln und Granaten versuchen sich die einen zu zerstören. Links: Verbandsplatz in Korea. Oben der blinde Arzt Dr. Nast, der sein Leben ganz der Gesundheit seiner Mitmenschen widmet.

Fotos: dpa

GLÜCK

in Ost und West ist zweierlei. Hier: Die Bräute der Stadt Krefeld wurden einer schweren Sorge entzogen. Ein Brautausstattungs-Verleih kleidet sie nun gegen klingende Münze für 24 Stunden in Weiß. Drüben: Diese junge Berlinerin wurde anders beglückt; sie darf nun „gleichberechtigt“ arbeiten.



FURCHT

soll wohl nie aussterben. Noch klingen uns die Alarm-Sirenen des letzten Krieges in den Ohren, da beginnen schon wieder neue Luftschutz-Kurse (USA), da bereiten junge Trottel schon wieder einen „Partisanen-Krieg“ vor. Links: Beim „BDJ“ beschlagnahmte Waffen.



Heinrich Böll: Meine kleine Geliebte

Sie haben mir meine Beine geflickt und haben mir einen Posten gegeben, wo ich sitzen kann; ich zähle die Leute, die über die neue Brücke gehen. Es macht ihnen ja Spaß, sich ihre Tüchtigkeit mit Zahlen zu belegen, sie berauschen sich an diesem sinnlosen Nichts aus ein paar Ziffern, und den ganzen Tag, den ganzen Tag geht mein stummer Mund wie ein Uhrwerk, indem ich Nummer auf Nummer häufe, um ihnen abends den Triumph einer Zahl zu schenken. Ihre Gesichter strahlen, wenn ich ihnen das Ergebnis meiner Schicht mitteile, je höher die Zahl, um so mehr strahlen sie, und sie haben Grund, sich befriedigt ins Bett zu legen: denn viele Tausende gehen täglich über ihre neue Brücke. Aber ihre Statistik stimmt nicht. Es tut mir leid, aber sie stimmt nicht. Ich bin ein unzuverlässiger Mensch, obwohl ich es verstehe, den Eindruck von Biederkeit zu erwecken.

Insgesamt macht es mir Freude, manchmal einen zu unterschlagen, und dann wieder, wenn ich Mitleid empfinde, ihnen ein paar zu schenken. Ihr Glück liegt in meiner Hand. Wenn ich wütend bin, wenn ich nichts zu rauchen habe, gebe ich nur den Durchschnitt an, manchmal unter dem Durchschnitt, und wenn mein Herz aufschlägt, wenn ich froh bin, lasse ich meine Großzügigkeit in einer fünfstelligen Zahl verströmen. Sie sind ja so glücklich! Sie reißen mir jedesmal das Ergebnis förmlich aus der Hand, und ihre Augen leuchten auf, und sie klopfen mir auf die Schulter. Sie ahnen ja nichts! Und dann fangen sie an zu multiplizieren, zu dividieren, zu prozentualisieren, ich weiß nicht was. Sie rechnen aus, wie viele heute jede Minute über die Brücke gehen und wie viele in zehn Jahren über die Brücke gegangen sein werden. Sie lieben das zweite Futur, das zweite Futur ist ihre Spezialität. — Und doch, es tut mir leid, daß alles nicht stimmt.

Wenn meine kleine Geliebte über die Brücke kommt — und sie kommt zweimal am Tage —, dann bleibt mein Herz einfach stehen. Das unermüdete Ticken meines Herzens setzt einfach aus, bis sie in die Allee eingebogen und verschwunden ist. Und alle, die in dieser Zeit passieren, verschweige ich ihnen. Diese zwei Minuten gehören mir, mir ganz allein, und ich lasse mir sie nicht nehmen. Und auch wenn sie abends wieder zurückkommt aus ihrer Eisdiele — ich weiß inzwischen, daß sie in einer Eisdiele arbeitet —, wenn sie auf der anderen Seite des Gehsteigs meinen stum-

men Mund passiert, der zählen, zählen muß, dann setzt mein Herz wieder aus, und ich fange erst wieder an zu zählen, wenn sie nicht mehr zu sehen ist. Und alle, die das Glück haben, in diesen Minuten vor meinen blinden Augen zu defilieren, gehen nicht in die Ewigkeit der Statistik ein: Schattenmänner und Schattenfrauen, nichtige Wesen, die im zweiten Futur der Statistik nicht mitmarschieren werden.

Es ist klar, daß ich sie liebe. Aber sie weiß nichts davon, und ich möchte auch nicht, daß sie es erfährt. Sie soll nicht ahnen, auf welcher ungeheuren Weise sie alle Berechnungen über den Haufen wirft, und ahnungslos und unschuldig soll sie mit ihren langen braunen Haaren und den zarten Füßen in ihre Eisdiele marschieren, und sie soll viel Trinkgeld bekommen. Ich liebe sie. Es ist ganz klar, daß ich sie liebe.

Neulich haben sie mich kontrolliert. Der Kumpel, der auf der anderen Seite sitzt und die Autos zählen muß, hat mich früh genug gewarnt, und ich habe höllisch aufgepaßt. Ich habe gezählt wie verrückt. Ein Kilometerzähler kann nicht besser zählen. Der Oberstatistiker selbst hat sich drüben auf die andere Seite gestellt und hat später das Ergebnis einer Stunde mit meinem Stundenergebnis verglichen. Ich hatte nur einen weniger als er. Meine kleine Geliebte war vorbeigekommen, und niemals im Leben werde ich dieses hübsche Kind ins zweite Futur transponieren lassen; diese meine kleine Geliebte soll nicht multipliziert und dividiert und in ein prozentuales Nichts verwandelt werden. Mein Herz hat mir geblutet, daß ich zählen mußte, ohne ihr nachsehen zu können, und dem Kumpel drüben, der die Autos zählen muß, bin ich sehr dankbar gewesen. Es ging ja glatt um meine Existenz.

Der Oberstatistiker hat mir auf die Schulter geklopft und hat gesagt, daß ich gut bin, zuverlässig und treu. „Eins in der Stunde verzählt“, hat er gesagt, „macht nicht viel. Wir zählen sowieso einen gewissen prozentualen Verschleiß hinzu. Ich werde beantragen, daß Sie zu den Pferdewagen versetzt werden.“ Pferdewagen ist natürlich die Masche. Pferdewagen ist ein Lenz wie nie zuvor. Pferdewagen gibt es höchstens fünfundzwanzig am Tage, und alle halbe Stunden am Tage einmal in seinem Gehirn die nächste Nummer fallen zu lassen, das ist ein Lenz!

Pferdewagen wäre herrlich. Zwischen vier und acht dürfen überhaupt keine Pferdewagen über die Brücke, und ich könnte spazieren gehen oder in die Eisdiele, könnte sie mir lange anschauen oder sie vielleicht ein Stück nach Hause bringen, meine kleine, ungezählte Geliebte.

Aus Heim und Welt

Sport ist eine große Sache

Eine Satire von Michael Sostschenko

Man sagt, der Wintersport wirke sehr günstig auf den Organismus. Das ist tatsächlich richtig. Ich habe das an mir selbst erfahren.

Diesen Winter bin ich leicht erkrankt. Den Appetit hatte ich verloren, das Fressen machte keine Freude mehr. Schlaflosigkeit kam dazu. Ich bin auch furchtbar mager geworden. Sogar die Läuse hatten aufgehört, mich zu beißen. Und das stimmte mich bedenklich.

Der Arzt untersuchte mich und sagte: „Das“, sagte er, „sind die Nerven, die bei Ihnen ganz kaputt sind. Laufen Sie jeden Tag Schlittschuh, und Ihr Nervensystem wird im Nu in Ordnung sein. Und die Läuse werden Sie auch wieder beißen.“

Ich dachte auch gar nicht daran, die Krankheit wieder zu vernachlässigen. Gleich lief ich in ein Sportgeschäft und erwarb besonders hierzu gemachte Stiefel mit Schlittschuhen. Dieses Vergnügen kostete mich neunzehn Rubel! Man muß sagen, daß das sehr billig ist. Denn ich erwische sehr gute Schlittschuhe, fast ganz aus Stahl. Die Stiefel aber waren hervorragend. Moskauer Arbeit. Speziell für Schlittschuhe angefertigt.

Es stimmt zwar, daß der Absatz schon am zweiten Tage während des Laufens abgeflogen ist. Aber man kann doch keinen ewigen goldenen Absatz verlangen. Und dann, wenn der Absatz abgeflogen war, so ist doch der Stiefel geblieben. Und das Geld, das kann man wohl sagen, war auch nicht dahin.

Daß ich mir durch diese Tatsache den Fuß gebrochen habe, hat nichts auf sich.

Jetzt wird's richtig

Ein neuartiger Versuch

„Ich war früher Opersänger“, sagt Marc Guggenheim und holt ein Starfoto aus der Brieftasche. „Hier bin ich als Mephisto in Gounods »Faust«-Oper. Aber Wagner liebe ich mehr. Ich war auch bei den Bayreuther Festspielen im vergangenen Jahr. Da habe ich Kirsten Flagstad wiedergetroffen. Mit der habe ich früher einmal zusammen gesungen.“

„Und warum singst du heute nicht mehr?“ frage ich. „Ich habe es drangegeben vor ein paar Jahren. Eine Frau war schuld. C'est la vie“, sagt er und stopft sich eine Pfeife. „Voilà, gehen wir zurück an die Arbeit.“ Und wir gehen zurück in den großen Saal der Kölner Weltjugendherberge. Junge Menschen aus sechs europäischen Städten sind hier zusammengekommen, um neue Wege für den internationalen Jugendaustausch zu finden. Denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, es ist nicht viel los mit unseren internationalen Jugendfahrten und Austausch und diesen Dingen.

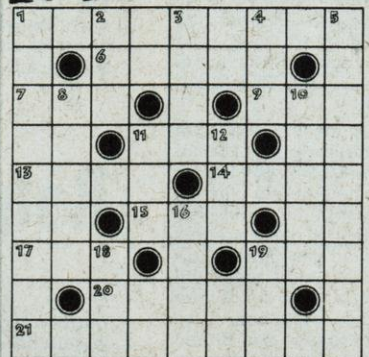
Natürlich ist es immer sehr interessant gewesen, als wir im Sommer in Frankreich waren oder in Italien, Skandinavien oder sonstwo. Wir hatten uns einen Omnibus gechartert und eine Menge fremder Städte gesehen, berühmte Kirchen, weltbekannte Landschaften. Wir haben die tausend Weine des Südens gekostet und fremdartige Speisen auf unseren Zungen zergehen lassen. Und wenn wir nachts in unseren Zelten oder in den Jugendherbergen lagen und nicht einschlafen konnten, erregten fremde Laute, fremde Stimmen unser Ohr. Am nächsten Tag ging es weiter im staubverkrusteten Omnibus



... und hiemit gebe ich den Austritt aus dem Tierschutzverein ...“

ich hätte ihn mir ja auch schon früher, mit dem Absatz, brechen können. Was kann nicht alles passieren. Ich hätte umgerannt werden können. Während des Laufens hätte ich auch mit dem Kopf an der Bank hängen bleiben können. Was kann nicht alles passieren ...

Doch das ist gar nicht die Hauptsache. Der Kern der Sache ist der gesunde Sport. Ich bin nun zwei Tage Schlittschuh gelaufen, und das Resultat ist überraschend. Ich habe mich sehr erholt. Ich habe zugenommen. Und vom Nervensystem spüre ich gar nichts mehr.



Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter:
Waagrecht: 1. Sportart, 6. Stadt in Italien, 7. Artikel, 9. Getränk, 11. Männername, 13. boxsportlicher Ausdruck, 14. Mißgunst, 15. Vorsteher eines Klosters, 17. skandina-

vische Münze, 19. engl.: fern, 20. Gestalt aus der Fledermaus, 21. Fußballer.

Senkrecht: 1. Fahrzeug, 2. Fragewort, 3. Teil des Bootes, 4. Getränk, 5. Transportgerät im Bergbau, 8. Frauenname, 10. Heideblume, 11. türk. Titel, 12. international abgekürzt, 16. Gartenanlage, 18. selten, 19. Pelzwerk.

Auflösungen aus Nr. 25/26

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Lyon, 4. Talg, 7. Apfel, 8. Dauer, 9. roman, 11. Arno, 13. Zins, 15. See, 17. Euphrat, 19. Arg, 21. Tier, 23. Asyl, 25. einem, 26. Anode, 27. Humor, 28. Base, 29. Rind. Senkrecht: 1. Lava, 2. Ypern, 3. Nero, 4. Tanz, 5. Leine, 6. Grex, 10. Maehren, 12. Nieta, 14. Iltis, 15. Spa, 16. Erg, 18. Wilna, 20. Byron, 21. Trab, 22. Rede, 23. Amur, 24. Lord.

Weihnachtsmarkt-Rätsel

Nr. 1 rechts neben dem unteren Tannenbaum, Nr. 2 im vorletzten Haus, zweites Fenster von links, im Käfig, Nr. 3 zwischen Bude (H. Schmecki) und Raketenkarussell, Nr. 4 ist heiße Wurst an Würstchenbude, Nr. 5 auf der linken Seite des Brunnens, beim Eislaufen, Nr. 6 rechts vom Schild des Ritters (Brunnen), Nr. 7 trinkt Bier am Ausschank, Nr. 8 die Lanze lehnt an der rechten Ecke der Glücksbude.

gesehen von manchen Gruppen. Zwanzig und mehr große Städte mit Jahrhunderten Kultur wurden in knapp vierzehn Tagen erledigt. Tausende Kilometer in zwei Wochen. Eine rasante Nonstop-Schau internationaler Städtebilder. Ein wildes Karussell europäischer Dome und Denkmäler.

Und was bleibt am Schluß?

Zuerst — man ist sehr müde.

Und dann — man hätte auch einen Film sehen können. Zugegeben, einen guten Film. Aber das Erlebnis der ganzen Reise war rein äußerlich. Für inneres Erleben war keine Zeit. Keine Zeit für echte Begegnung, für europäische Begegnung. Und das hatte doch eigentlich der Sinn der Sache sein sollen. Dafür hatten wir doch den Zuschuß aus diesem oder jenem Jugendfonds bekommen. Weil dem so war, setzte sich Kölns Stadtjugendpfleger in den klapprigen, zugigen Opel seines Jugendringvorsitzenden und fuhr mit ihm nach Mailand. Mit ihnen zitterten sich der katholische Jugend- und der Gewerkschaftsjugend-Vertreter zähneklappernd über vereiste Autobahnen.

Warum ausgerechnet Mailand?

Die „Städtehetze“, das hatte man in Köln ja eingesehen, hat keinen Sinn. Also wird man bei künftigen Jugendaustausch und künftiger Jugendbegegnung nur wenige Städte in Betracht ziehen können. Warum dann nicht die Städte, die Köln ähnlich sind in Entwicklung und Bedeutung? Also suchte man sich Mailand, Lyon, Luxemburg, Lüttich und Maastricht aus und schickte hin, die interessierten Leute einzuladen. Und hier gab es schon die erste Panne. Man hatte alles sauber ausgerechnet, soundsoviel werden von da und da kommen, macht zusammen soundsoviel (das war wichtig, denn die Stadt Köln bezahlte alles). Aber in Frankreich z. B. ist der Jugendherbergsverband eine wichtige Jugendbewegung (und auch die ist noch gespalten). Es gibt in Deutschland keine Parallelorganisation. Und dann noch eine Menge Gewerkschaften in Frankreich. Wen nehmen und keinem wehtun? Immer wieder solche Fragen. Man weiß nichts. Was nur beweist, daß wirkliche Begegnung sehr nötig ist. Daß man fremde Länder nicht mit dem Reiseführer kennenlernen kann. Daß man auch die Menschen kennenlernen muß. Ihre Probleme, ihr Leben. Und es gibt soviel Bereitschaft. Man will ja mit uns ins Gespräch kommen. Das sagt Marc Guggenheim auch, der die Gewerkschaftsjugend von Lyon vertritt. Und der muß ja wissen, was die Welt verbindet. Er kennt sie ja. Vor und hinter den Kulissen.

Bücher für uns

Monica Dickens, „Joy und Josephine“. Universitas-Verlag, 480 Seiten, Leinen, DM 14,50.

Um Menschen geht es in diesem neuen Roman der Monica Dickens, um Menschen und ihre Schicksale. Haben wir uns alle nicht schon die Frage vorgelegt, ob Geburt und Herkunft oder Erziehung und Umgebung für unseren Charakter entscheidend waren?

Ein Findlingskind wächst in einer Kleinbürgerfamilie Londons auf.

Ist es Josephine und gehört sie in dieses Milieu? Oder ist es Joy und gehört sie zu den ganz feinen Leuten?

Das Schicksal führt Joy und Josephine bald in diese, bald in jene Umwelt. Wie entscheidet sich ihr Schicksal?

Diese spannende Fabel wird umrankt von einer Fülle von Figuren aus dem kleinbürgerlichen und dem vornehmen Westend-Milieu Londons, die mit sehr viel Humor geschildert werden. Hier ist das Leben, wie es unseren Alltag umgibt.

Jascha Golowanjuk, Die Quelle des Lebens, 320 S., Ln. DM 13,50. (Verlag Ernst Teßloff.)

Ein kleiner russischer Junge verliert in den Wirren der Revolution von 1917 seine Eltern. Ein alter Diener des Hauses, ein Chinese, nimmt ihn mit sich, und so wächst Schura in einer Kirgisensiedlung in der Erlebnis- und Gedankenwelt Chinas auf. Golowanjuk, ein in Samarkand in Südrußland geborener Schriftsteller, der heute in Schweden lebt und schreibt, hat die Gabe, den Lesern das besondere Denken des chinesischen Volkes verständlich zu machen. Der Roman spielt vor etwa dreißig Jahren, man darf also von ihm nicht erwarten, über das moderne China unterrichtet zu werden, aber da das Buch handlungsreich ist, möchten wir es als Abenteuerbuch für jede Bücherei empfehlen.

Vermutlich liegt es an der Übersetzung, daß ich die Sprache des Buches so zäh und papierempfindlich finde, daß ich mich nicht entschließen kann, mehr zum Lob dieses Buches zu sagen.

Die bunte Sportplatte garniert von Paul Äugelein

Recht ratlos waren Hockeyspieler in Lüneburg, als sie auf einem weißverschneiten Platz spielten. Sie konnten den hellen Ball auf dem Spielfeld kaum sehen und schlugen alle Augenblicke in die Luft. Da erbarmte sich eine Zuschauerin und spendierte ihren roten Lippenstift, mit dem der Ball „gefärbt“ wurde, wonach er wieder vom weißen Feld abstach. Der Schnee vermodete den Ball nicht abzuwaschen — der Lippenstift war kußecht.

„Ich werde nach 17jähriger Boxkarriere jetzt meine Handschuhe an den Nagel hängen“, erklärte Exweltmeister Dado Marino (Hawaii), als er in Tokio im Weltmeisterschaftskampf im Fliegengewicht gegen den japanischen Titelhalter Yoshio Shirar unterlegen war. Dado Marino ist bereits dreifacher Großvater!

So sportlich erfolgreich die XV. Olympischen Spiele in Helsinki gewesen sind, in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht brachten sie für Finnland manche Enttäuschungen mit sich, weil die Hoffnungen sich nicht erfüllten, da die Zahl der Auslandsgäste hinter den Erwartungen zurückblieb. Wie ein jetzt vorliegender Bericht der finnischen Staatseisenbahnverwaltung ausweist, hat es auch auf dem Gebiet des Verkehrs einen „olympischen Rückschlag“ gegeben. Man hatte alles auf einen Rekordverkehr eingestellt, neue Lokomotiven und Personenwagen in Betrieb genommen und sämtlichen Angestellten den Sommerurlaub gesperrt. Während im Juni 1951 die Zahl der Fahrgäste 3 419 000 betragen hatte, waren es im Juni 1952 nur knapp 3 Millionen. 3 433 000 Fahrgästen im Juli 1951 standen 3 057 000 im Juli 1952 gegenüber, so daß die Bilanz sehr ungünstig ausfiel.

Der Star der amerikanischen Eisrevue „Ice-Capades“, die französische Weltmeisterin Jacqueline du Bief, unterzog sich einer Schönheitsoperation an der Nase. Ein französischer Chirurg machte seine Landsmännin dadurch noch attraktiver für Filmaufnahmen und Fernsehsendungen. Übrigens bezaubert die kaprizösische Eiskunstläuferin in USA nicht nur durch ihren Pariser Charme, sondern auch durch den Schick, den sie in ihren Kleidern an den Tag legt. Sie ist in den Staaten eine bezaubernde Vertreterin der französischen „haute couture“ und trägt die neuesten Modelle von Fath, Dior, Ballenciaga, Balmain, Lanvin.

Der italienische Radrennfahrer Fausto Coppi wurde von Hollywood eingeladen, die Hauptrolle in einem Film über sein Leben zu übernehmen. Gage 50 Millionen Lire.

„Wenn nur erst wieder der Dienstag vorüber wäre“, stöhnte vor kurzem der Schwede Gunnar Nordahl, als er gefragt wurde, welches der schwerste Trainingstag im Wochenablauf der italienischen Fußballspieler sei. Der Reporter zuckte ungläubig die Achseln: „Wieso, am Dienstag wird doch nicht trainiert?“ Dennoch fürchten Italiens Fußballstars seinen zweiten Tag jeder Woche. In den Nachmittagsstunden setzen sich in Rom die Fußballgewaltigen des Landes zusammen und brüten darüber, wer nach den Spielen des Sonntags mit Strafen belegt werden soll. Schon wenige Stunden nach dieser Sitzung meldet der italienische Rundfunk die ausgesprochenen Strafen. Am nächsten Morgen steht die „Sünderliste“ in der Zeitung. Es ist schon mehrfach der Fall gewesen, daß Spieler ohne Vorahnung plötzlich zu „Sündenböcken“ gestempelt wurden. Aber vor diesem Sportgericht wird nicht allein verhandelt, was der Schiedsrichter gesehen hat, sondern auch das, was die offiziell eingesetzten, aber der Öffentlichkeit unbekannt „Spione“ gesehen haben. Vor kurzem wurden elf Spieler bestraft — sieben von ihnen für Vergehen, die kein Schiedsrichter gesehen hatte. Das Erfreuliche an diesem sonst unerfreulichen Dienstag ist die Tatsache, daß die „Sünderlisten“ von Woche zu Woche kleiner werden.



„Na, dann komm mal mit“, sagte der Steiger und fuhr mit mir 150 m tief in die Erde. Dort traf ich die Berglehrlinge, die von erfahrenen Hauern ausgebildet werden.

Wo wird denn nur das Blei gemacht?

Früher wußten wir sehr wenig davon. Und was wir wußten, war nicht sehr interessant: Tante Minchen goß immer Neujahr um 0 Uhr 00 flüssiges Blei in kaltes Wasser und erfuhr also Glück und Unglück der nächsten 52 Wochen. Irgendwelche Leute sangen was mit „... Pulver und mit Blei, juchhei!“ Dafür sitzen sie jetzt mit einem Bein zuwenig am Bahnhof und halten die Hand auf. Und Fränzchen Müller von vis-à-vis hatte Bleisoldaten — aber die gibt es nicht mehr oder vorläufig nicht mehr — wer weiß?

Mehr erfuhren die meisten von uns erst vor ein paar Jahren, als man bei Althändlern für ein einziges Kilo Blei eine schöne Summe Geld bekam und deshalb manch einer an einem gewissen Ort nach dem „Ziehen“ acht Liter Wasser ins Kreuz bekam, das eigentlich für andere Zwecke bestimmt war. „Bleidiestahl“ stand jeden Tag ein paarmal in der Zeitung, je öfter, je mehr Geld man für Blei bekam. Also muß es schon ein sehr wichtiges Material sein, und das ist es auch. Es wäre ja auch ein starkes Stück gewesen, Tag für Tag Menschen 150 Meter tief und noch tiefer in die Erde zu schicken, damit Tante Minchen Blei gießen oder man anderen Menschen das Lebenslicht auslöschen kann. Man kann ja schon allerhand erleben auf dieser schönen Welt, aber so ist das dann doch nicht. Nein, das Blei hat eine wichtige Funktion in unserer Technik; ohne Blei kämen wir in unserer Zeit gar nicht mehr zurecht. Das Problem Wasserspülung ließe sich vielleicht noch — wenn auch erheblich schwieriger — mit Kunststoff lösen. Aber ein Akkumulator ohne Blei funktioniert zum Beispiel gar nicht. Eigentlich ist er ohne Blei kein Akkumulator. Und wenn wir keine Akkumulatoren hätten... Das geht ins Unendliche. Genau so nötig braucht man Blei beim Bau säurebeständiger Apparate, bei der Herstellung von Mänteln elektrischer Kabel und neuerdings zum Schutz vor den Strahlungen der Atomenergie. — Kurz und gut, mich interessiert, wo das Blei herkommt, und deshalb stieg ich in den Schacht der Gewerkschaft Mechnischer Werke in der Eifel, einem der größten Bleibergwerke Deutschlands.



Drei Jahre müssen die Lehrlinge lernen, davon ein Jahr unter Tage. Alle vorkommenden Arbeiten müssen sie beherrschen. Hier der Ausbau der Unter-Tage-Strecken.



Die Arbeit unter Tage ist schwer. Trotzdem drängen die Lehrlinge darauf, bald nach unten zu kommen, denn dann fühlen sie sich als Bergleute. Fotos: Wack

Mit Harpune und Dynamit

ROMAN VON WERNER HELWIG

Clemens, den seine griechischen Freunde später Xenophon nennen werden, wächst in einer kleinen Stadt der Steiermark auf. Er ist ein leidenschaftlicher Angler, und das bringt Konflikte mit Schule, Elternhaus und Gendarmen. Der Widerstände müde, faßt Clemens den Plan, die Heimat zu verlassen. Er ist 17 Jahre alt; Griechenland lockt ihn besonders stark. Als er während der Schonzeit beim Forellenfang erwisch wird, steht sein Entschluß zu fliehen fest.

Es war wohl auch ein wenig „Dicketun“ dabei, daß ich ihm das so schön vorführte, aber ich spekulierte darauf, daß er, falls meine Eltern nicht von selbst aufwachten, die Stunde des Frühstückes abwarten würde. Denn er war ein schonungsvoller Mensch. Er machte mir von unten Zeichen, daß ich ins Bett gehen sollte, und ich zog mich gehorsam so weit vom Fenster zurück, daß er mich nicht mehr sehen konnte. Im Hintergrund des Zimmers auf einem Stuhl stehend, beobachtete ich ihn. Er ging, meine Angel geschultert, vor dem Gartenzaun auf und ab. Und ich betete innerlich (Gott verzeih mir) inbrünstig, daß es ihm langweilig werden möchte. Und es wurde ihm langweilig. Er blieb stehen, trat noch einmal nahe unters Haus, lauschte, und als alles sich so friedlich und ruhig anließ, machte er kurz entschlossen kehrt und ging Richtung Stadt von dannen. Er blickte sich mehrmals um, und dann war er nicht mehr zu sehen. Die Uhr im Wohnzimmer meiner Eltern schlug fünf. Wenn der Mann sehr müde war, und das war er, würde er sich nochmals aufs Ohr legen. Ich hatte also zwei Stunden Freiheit, bis 7 Uhr. Dann würde meine Mutter bei mir klopfen und mich wecken wollen. Doch sie würde niemand mehr im Bett finden.

Nein, sie würde mich nicht mehr im Bett finden. Das hatte ich mir vorgenommen, während ich von dem Gendarm nach Hause begleitet wurde. Nicht, daß ich die Strafe fürchtete, sie war mir bloß lästig. Die Verhöre mit Papa, die zornfunkelnden Augen des Lehrers hinter seinen Brillengläsern, diese ganze moralische Kopfwäsche, die mich erwartete, wollte ich einsparen. Vor der ganzen Klasse gemafregelt zu werden — brrr. Nicht, daß ich das nicht ertragen hätte. Nein, es war so grauenhaft langweilig. Und es traf gar nicht den Kern meines Vergehens. Dieses Vergehen war ja nur zustande gekommen, weil ich etwas anderes für mich suchte, als von meinen guten Erzeugern vorbedacht worden war. Ich wußte, daß ich nicht schlecht war.

Es war einfach etwas Wildes, Leuchtendes in mir, ein glühendes Signal, das mich rief, eine Bestimmung, der ich folgen mußte, und die lag außerhalb der Bahnen, die mir meine Umgebung vorschrieb. Meine Leidenschaft zum Angeln war nur der Versuch, den Schatz ans Licht zu heben, auf den ich aus war. Und dieser Schatz machte mich zum Jäger, zum Wildtöter, zum Sucher nach nie betretenen Fährten. Nein, ich liebe meine Eltern wirklich. Und heute, da sie mir verziehen haben, da sie eingesehen haben, daß meine damalige Flucht etwas Notwendiges für mich war, obwohl es ihnen unermeßliche Sorgen und Ängste bereitete, heute stimmen sie mir zu. Und als mich mein lieber Vater nach zehn Jahren meines Verschollenseins wieder begrüßte, da schlug er mir auf die erstarrten Schultern, blickte mir mit Augen voller Tränen ins Gesicht und flüsterte, unhörbar für meine Mutter: „Ich hätte es auch so machen sollen, als ich so alt wie du war.“

Doch bleiben wir vorerst bei jenem ereignisreichen Morgen. Als ich sicher war, daß der

Gendarm nicht wieder umkehren würde, schlich ich den gewohnten Weg übers Dach zurück, allerdings nicht, ohne mich zuvor vollständig umgezogen zu haben. Ich hatte meinen Sonntagsanzug mit den langen Hosen angelegt. Dazu meine besten Schuhe und meinen grauen Filzhut. Mit Kragen und Krawatte kam ich mir vollends erwachsen und ausgehändig vor. Im Garten angekommen, entnahm ich den Rucksack mit dem Kessel, den Gummimantel, den Brustbeutel mit den wertvollen Briefmarken und den goldenen Löffel seinem Versteck, rüstete mich damit aus und begab mich forschen Schrittes auf Feldwegen in die nahe Stadt.

2. Kapitel

Ich vergaß zu erwähnen, daß ich mein Jungengesicht mit einer Hornbrille bewehrte, um älter zu scheinen, als ich war. Diese Brille war von einem Sommerfrischebesuch bei uns vergessen worden. Und ich glaube, daß ich dieser Brille allerlei zu verdanken hatte. Um 7 Uhr ungefähr war ich auf dem Bahnhof in Linz. Mit dem seit langem zurückgelegten Taschengeld löste ich eine Karte bis Wien. Und damit war ich bereits blank und auf den Verkauf meiner Wertsachen angewiesen. Doch das bereitete mir wenig Sorge. Mehr Sorge bereitete mir der ungeheure Frühstückssappetit, der sich rumorend in meinem Magen breitmachte. Ich war schließlich seit 3 Uhr morgens auf den Beinen, und das übliche Forellenessen war ausgefallen. Man weiß, warum. Doch ich hatte wenigstens einen Spruch dafür bereit, den ich in irgendeinem Buch aufgefunden hatte: Wer Herr seiner Sinne ist, hungert, wenn er hungern muß, so formvollendet, als hätte er gut gespeist. Nun konnte ich ermesnen, wie schwer es ist, mit einem Spruch auszukommen, wenn die Lage wirklich dem Spruch entspricht.

Die Reise verlief indessen ohne Ereignisse. Gedanken machte ich mir allerdings über unseren braven Gendarm, der jetzt wohl schon, angestachelt durch die Aufgeregtheit meiner armen Eltern, den Polizeifunk spielen ließ, um mir auf die Fährte zu kommen. In Wien angekommen, ging ich daher nicht mit den Fahrgästen des Linzer Zuges aus dem Bahnhof, sondern verschante mich erst mal für eine Stunde auf dem Orthen. Dann mischte ich mich unter die Reisenden des soeben eingetroffenen Rom-Express und gelangte unbehelligt aus dem Bahnhofsport. Es wollte mir allerdings scheinen, als ob gewisse Herren in Lodenmänteln und mit Jägerhüten auffällig unauffällig die Aussteigenden gemustert hätten. Aber das brauchte nicht unbedingt mir gegolten zu haben.

Das Frühjahr ließ sich kalt, stürmisch und regnerisch an. Ich fror ehrlich mit meinem hohlen Magen. Obwohl ich, durch die Straßen schlendernd, nach den Geschäften der Briefmarkenhändler Ausschau hielt und ihre Auslagen studierte, um mir ein Bild vom Wert meiner kleinen Kollektion zu machen, konnte ich mich doch nicht entschließen, bei einem von ihnen einzutreten. Ich wollte ja auch nicht österreichisches Geld, sondern fremde Valuta dafür eintauschen. Balkanvaluten. Und da wurde mir zum erstenmal klar, wohin ich mußte, um südwärts zu kommen.

Ich mußte nach Triest. Und in Triest gab es sicher Valuten. Ich suchte also in Richtung Süd aus Wien hinauszukommen und fragte mich nach einer der Hauptverkehrsstraßen durch. Allmählich benebelte mich mein Hunger geradezu und unterwarf mich einer durch alle Glieder schleichenden fürchterlichen Müdigkeit. Mit dem Hunger und mit der Müdigkeit stellten sich Furcht und Reue ein. Ich dachte an das prachtvolle

Frühstück, das ich jetzt zu Hause versäumt hatte. Die große Tasse heißer Milch mit Kakao und Zucker, die Kipfel und die gute selbststeingemachte Quittenkonfitüre meiner lieben Mutter. Mir schien, daß kein Abenteuer der Welt schwerer zu wiegen vermöchte als diese höchst wunderbaren Dinge, deren Genuß mir jahrelang selbstverständlich gewesen war. Allein, ich zog den Gendarm in Erwägung, den Zorn meines Vaters, die Blamage in der Schule, und schon war ich wieder dem geheimnisvollen Treiben und Ziehen in mir überantwortet, dem Weg meines Schicksals, der schon vor mir dalag und dem ich eigentlich nur zu folgen brauchte, um das zu erreichen, was er mit undeutlichen Bildern verhielt.

Ich schlenderte in öder Trostlosigkeit durch die nicht endenwollende Vorstadt und gelangte in ein ebenfalls nicht endenwollendes Gelände von Schrebergärten. Da es anscheinend Arbeitergärten waren, hielt sich zu dieser Stunde niemand in ihnen auf. Die säuberlichen kleinen Hütten mit Fensterchen, buntbemalt und mit Holzbänken neben der Tür, hatten etwas enorm Einladendes. Ich schwang mich über den Lattenzaun eines der größeren und hatte den guten Instinkt, unter der Türmatte nach dem Schlüssel zu suchen. Er lag zwar nicht darunter, aber einmal ins Suchen gekommen, tastete ich alle Leisten

und Querhölzer ab, auf denen ich selber im gleichen Falle etwa einen Schlüssel verborgen hätte. Und siehe da, er hing an einem Nagel im Schatten der Dachkante.

Ich schloß auf und trat ein. Sauerlicher Geruch begrüßte mich. Der mir ganz außerordentlich vertraute stumpfe Geruch von überwinterten Kartoffeln. Ich fand deren eine ganze Kiste im Fensterwinkel und zudeckt mit einem alten Sack. Ich fand auch einen Primuskocher und fein säuberlich die Streichholzschatz und die Petroleumkanne daneben. Auch eine altmodische Petroleumhängelampe pendelte von der Decke, und da ich die Fensterläden nicht öffnen wollte, zündete ich ohne Scheu Licht an. In seinem Schein wurden noch mehr Annehmlichkeiten sichtbar. Ein Wandbord mit einer halben Tafel Kokosnussfett, Tassen, Teller und eine eingebaute Bettstatt mit muffigen, aber warmen Decken. Nun war die Zukunft für die nächsten Stunden gesichert. Ich kochte Kartoffeln ab (Gott verzeih mir, es waren Saatkartoffeln), briet sie, kochte mir einen bitteren Zichorienkaffee dazu und füllte mich mit einer Gemächlichkeit mit Speise und Trank, als ob mir das Anwesen seit langem vertraut sei. Dann legte ich mich ins Bett, zog den Wecker auf, der sich daneben auf einem Bördchen befand. Als ich aufstand, fror

Fortsetzung Seite 8

LESER FRAGEN WIR ANTWORTEN

hier Auskunft

Ein schönes Stück Geld

Ich möchte mich in einer schwierigen Sache an Dich wenden, obwohl ich noch nicht Gewerkschafter bin. Aber Du wirst mir auch sicher so helfen.

Ich bin Feinmechaniker. Juli 1949 habe ich meine Lehre angefangen. Nach dem Lehrvertrag ist die Lehre am 30. Juni 1953 zu Ende. Nun habe ich durch Vermittlung meines Berufsschullehrers bereits im Mai 1952 meine Gesellenprüfung gemacht, und sogar mit „Sehr gut“. Ich bin also schon Geselle. Noch einer aus meiner Klasse hat die Prüfung mit mir gemacht. Der hat auch bestanden. Nun bekommt der jetzt schon Gesellenlohn. Das ist in meinem Beruf ein schönes Stück Geld. Mein Chef dagegen sagt: „Vertrag ist Vertrag!“ Das leuchtet mir an sich auch ein. Aber nun habe ich gehört: Fast alle, die ihre Prüfung vor Abschluß der Lehrzeit gemacht haben, bekommen Gesellenlohn. Wie ist das? Habe ich einen Anspruch auf Gesellenlohn oder nicht?

Heinz M., Freiburgt im Breisgau

Lieber Heinz!

Zunächst herzlichen Glückwunsch zu dem glänzenden Ergebnis bei Deiner Prüfung. Du mußt Gesellenlohn bekommen, seit dem 1. Juni 1952 schon, und was Du zuwenig bekommen hast, muß Dir nachgezahlt werden. An sich hast Du recht. Vertrag ist Vertrag! Aber Dir kommt die Anordnung zu Hilfe, die der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz am 25. Februar 1943 erließ (und die heute noch in Kraft ist). In Paragraph 6 dieser Anordnung heißt es: „Betriebsangehörigen, die vor Beendigung der vereinbarten Ausbildungszeit die Abschlußprüfung bestanden haben, ist mit Beginn des auf Bestehen der Prüfung folgenden Monats die ihrer Berufs- und Tätigkeitsgruppe entsprechende Vergütung zu zahlen.“ Wenn der Chef nicht will, kannst Du das Geld einklagen. Und dann wäre es doch gut, wenn Du der Gewerkschaft beitreten würdest, nicht wahr? Das kann man nie früh genug tun.

Ich bin verlobt

Eigentlich geht Dich die Sache gar nichts an. Es ist eine rein persönliche Angelegenheit. Aber dennoch möchte ich Dich um Rat fragen. Ich bin verlobt, über ein Jahr schon. Wir verstehen uns gut. Nur mit den zukünftigen

Schwiegereltern habe ich dauernd Krach, und es wird immer schlimmer, besonders seitdem ich noch Leiter einer Jugendgruppe geworden bin. Meine zukünftigen Schwiegereltern sagen immer, ich sei ein „Roter“ und wäre „kein Schwiegersohn für eine ordentliche Familie“. Auch meiner Braut hängen sie ewig die Ohren voll deswegen. Obwohl der Vorwurf vollkommen unberechtigt ist (denn ich bin weder „Rot“ noch „Rosa“), macht mir die Sache Sorge. Wenn meine Braut mir hier auch noch kein böses Wort gesagt hat, so verstehe sie doch wenig von meiner gewerkschaftlichen Arbeit. Und so frage ich mich oft: Wird sie mein Tun und Handeln überhaupt einmal verstehen können? Die Arbeit für die Gewerkschaft wird ja auch später ein wesentlicher Teil meines Schaffens sein. Und sie hat doch schließlich neunzehn Jahre in dieser „gutbürgerlichen“ Familie gelebt...

Karl St., Essen

Lieber Kollege Karl!

Zunächst einmal: Du heiratest ja später einmal Deine Braut und nicht Deine Schwiegereltern. Du müßtest Dir also darüber klarwerden, ob Du in der strittigen Frage mit Deiner Braut harmonierst. Dieser Punkt ist sehr ernst zu nehmen. Nicht etwa, weil wir Ehen zwischen Gewerkschaftern und Nicht-Gewerkschaftern ablehnen. Das wäre mehr als lächerlich! Aber wenn Deine Braut ein vernünftiges Mädchen ist, muß sie den Wert der Gewerkschaften einsehen, muß verstehen, daß Du — wie vor fünfzig Jahren — heute noch täglich zwölf, vierzehn und mehr Stunden arbeiten müßtest, daß Du nie Urlaub bekämst und daß Du mit Deinem Lohn keine Familie ernähren könntest, wenn die Arbeitnehmer sich nicht zusammengeschlossen und ein besseres Leben erkämpft hätten. Das muß ein vernünftig denkender Mensch doch einsehen.

Nun muß ich Dir aber noch etwas sagen: Du bist selber nicht unschuldig daran, daß Du noch keine Klarheit über die Sache hast. Du tätest gut, Deine zukünftige Frau schon jetzt für Deine Interessen und Deine Arbeit zu interessieren, sie daran teilnehmen zu lassen. Sonst lebt 'hr später nebeneinander her. Und wenn Du sie teilhaben läßt an Deinem ganzen Wirken (und nicht nur an der Freizeit mit Kino, Tanz und Ausflug), dann wirst Du schon merken, ob „sie“ zu Dir paßt oder nicht.



Verteidigung ist die Beschäftigung dieses Herrn. Wenn er auch Boß der ostzonalen Luftwaffe ist, die Propeller drehen sich, wenn Moskau will. „General“ Kessler (unser Bild) macht mit „General“ Hoffmann (Heer) und „Admiral“ Verner das DDR-„Oberkommando der Volksarmee“.



Verbrüderung feierte Marschall Tito mit heißen Würstchen am Bord des Flugzeugträgers „Coral Sea“. Seitdem der jugoslawische Kommunistenführer Moskau den Rücken gekehrt hat, heißen alle abtrünnigen Stalinjünger Titoisten. Unser Vorteil: Tito läßt Deutsche frei.

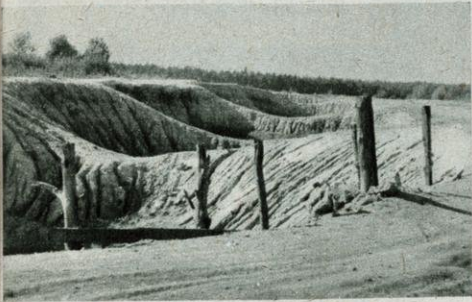


Vertretung für die große Elisabeth ist der Londoner Starmannequin Thelma Cranston vor den BBC-Fernsehkameras. Mit anderen Kolleginnen und hübschen Kleiderpuppen „probte“ sie die Krönungszeremonie Schritt für Schritt, damit die BBC im Juni alles gut ins Bild kriegt.



Versuchung ist für die 66jährige Edith Nielsen der „eiserne Großvater von Schweden“ gewesen. Der war mit seinem Rad in Rekordzeit durch ganz Schweden gefahren. Das ließ Oma Nielsen nicht ruhen. Die „eiserne Großmutter“ schaffte 2500 km in 100 Tagen. Fotos: Keystone

So werden
Blindgänger
entschärft



Wie eine Mondlandschaft sieht das große Sprenggebiet der Süddeutschen Sprengstoff GmbH. aus, auf dem übriggebliebene Granaten und Bombenblindgänger vernichtet werden. Es gehen täglich Tonnen solcher Munition hoch.

Und so
entschärft
man sie im
deutschen
Nachkriegsfilm

Wenn abends die Heide träumt

Was tut wohl, laut Drehbuch, ein deutscher Flieger, wenn der Krieg zu Ende ist? Er begibt sich unter die Sprengmeister und entschärft („das ist so eine Art ausgleichender Gerechtigkeit“) die Bomben der anderen, bis er wieder fliegen darf. Man tut ja schließlich, was man kann, um die Forderungen nach einem zeitnahen Filmstoff zu erfüllen, und beim Entschärfen von Bomben — was wahrhaftig eine wichtige und bitterste Arbeit ist! — findet ein deutscher Filmregisseur (Paul Martin) nichts als Gelegenheiten, Kameradschaft und teutschen Mannesmut filmglatt demonstrieren zu lassen. Als Freundespaar aus Fliegerzeiten nehmen sich Viktor Staal (der Biedere) und Rudolf Praëk (der Leichtsinige) auf bombenbeladenem Lastwagen ebenso attraktiv aus wie vor ihrem Klinkerhaus in der „träumenden“ Heide; aber die Sprengmeister glaubt man ihnen sowenig, wie man dem von falschen Tönen strotzenden Dialog glaubt. Zu bedauern ist die begabte Margot Trooger, die als Braut des einen und Geliebte des anderen Heideblumen zu pflücken und für den filmnotwendigen Zündstoff zwischen den beiden Freunden zu sorgen hat. Zur Lösung des Konflikts ist dann eine vorzeitig explodierende Bombe da, und ein kerniger Händedruck vom Krankenbett zum Sterbebett der beiden Verletzten (musikalisch begleitet von „Ich hatt' einen Kameraden“) schafft Versöhnung und Happy-End: „Jetzt sind wir wieder eisern in Ordnung.“ — Nur der deutsche Film ist leider noch immer in Unordnung. C. B.



„Rauchen Sie auf keinen Fall“ hatte uns Obersprengmeister Hans Lang noch gesagt, bevor wir in die Zone des Todes gingen, die von einem 7,5 km langen Stacheldrahtzaun umgeben ist. Täglich 13.25 Uhr ist jedes Leben im Umkreis von anderthalb Kilometer keinen Pfifferling mehr wert. Denn in diesem Augenblick jagt der Obersprengmeister mit seiner elektrischen Zündmaschine zehn Ladungen in die Luft. Nachts versuchen trotz größter Gefahr immer wieder Altmetsammler, das anfallende Altmaterial zu stehlen. Den Preis dafür sehen wir auf diesen beiden Bildern.

„Sie gehen auf eigene Gefahr!“ sagte man uns bei der Süddeutschen Sprengstoff GmbH., als wir baten, das Gelände der Muna Feucht zu besuchen. Das ist die größte Sprengstoff- und Munitionsentschärfungsanlage in Deutschland, nicht weit von Nürnberg entfernt. In den letzten zwei Jahren sind hier insgesamt 700 Tonnen „Material“ gesprengt, 800 Tonnen ausgebrannt und 600 Tonnen sortiert worden. Eine tödliche Bilanz. Und doch ist die Muna Feucht nur für das fränkische Gebiet zuständig. Überall in Deutschland lauert auch heute noch — fast acht Jahre nach Kriegsende — unter unseren Füßen der Tod. Erst vor wenigen Tagen mußte die „AUFWARTS“-Redaktion geräumt werden, weil 150 Meter von uns entfernt, dicht beim Kölner Funkhaus, eine schwere Bombe entschärft wurde. Ahnungslos waren jahrelang hunderttausende Menschen an ihr vorbeigegangen. Mit Todesahnung gehen aber jeden Tag Sprengmeister und Spezialisten der Himmelfahrtskommandos an ihre Arbeit. In der Muna Feucht sind es etwa 200, die jeden Morgen ihre Frauen und ihre Kinder mit bangen Sorgen daheimlassen.



KULTURBEUTEL

Diverses auf- und abgeschrieben
von Palm

★ Funkstreife für Zarah. Aus Zarah Leanders verschlossenem Personenwagen wurde in den frühen Morgenstunden des Goldenen Sonntags von unbekannten Tätern ein grauer Biber-Pelzmantel gestohlen. Die Frankfurter Polizei nahm mit Funkstreifenwagen sofort die Fahndung auf. Ein Glück, daß Zarah während ihres Aufenthalts in Südamerika ein Sägewerk in Argentinien gekauft hat, um — wie sie selber sagte — „Entspannung beim Holzhacken“ zu suchen. So wird es ihr vielleicht nicht so schwerfallen, ihren 18 000-DM-Pelzmantel zu verschmerzen.



★ „Gloria und Viktoria“ heißt eine Operette, die Kurt Schwabach und Lothar Olias schreiben. Man sollte es kaum für merkwürdig halten, aber so sehr es auch danach klingt, es ist keine Militäroperette. Das wollten noch nicht einmal die Aasgeier der deutschen Filmproduktion, die Militärfilmproduzenten, glauben. So kommt es, daß die beiden Operettendichter mit Aufträgen für Marschmusik für drohende neue Militärschlachten bedrängt werden. „Wir werden den Titel der Operette ändern müssen“, stöhnt Kurt Schwabach, „sonst meinen die Leute nachher wirklich, unsere ganz zivilen Schwestern Gloria und Viktoria düfteten nach Kommiß statt nach Parfüm.“

★ Erich von Stroheim, Exgardeoffizier und 67jähriger Schauspieler („Alraune“, „Die große Illusion“, „Spielhölle von Macao“), will einen Film über den berühmten Schweizer Erzieher Pestalozzi drehen und selbst die Hauptrolle spielen.

★ Chaplins „Rampenlicht“ nach Deutschland zu bekommen, ist bis jetzt noch keiner Filmverleih-Gesellschaft geglückt. Chaplin will seinen letzten und größten Film nur dann nach Deutschland geben, wenn vorher sein Hitlerfilm „Der große Diktator“ herausgebracht wird, in dem Chaplin Adolf Hitler spielt. Der Direktor des Berliner „Marmorhauses“ hat nun einen offenen Brief an Charlie geschrieben mit der Aufforderung, ihm den „Diktator“ zur Verfügung zu stellen und auch selbst der deutschen Erstaufführung in Berlin beizuwohnen. Charlie Chaplin war in der Weihnachtswoche in Rom, wo er als erster den neugestifteten Verdienstorden der Italienischen Republik empfing. An einem Gala-Abend zu Charlies Ehren nahmen vier Minister, neunzehn Staatssekretäre, fünfzig Parlamentarier und zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens teil. Die italienischen Kinobesitzer verliehen Mr. Chaplin durch Unterstaatssekretär Mendrotti die ebenfalls neugestiftete „Italienische Filmmédaille in Gold“, eine Art italienischer „Oskar“. Die Vereinigung der italienischen Universitätsprofessoren überreichte dem „einzigen Genie, das der Film hervorgebracht hat“ (so sagte einmal G. B. Shaw von Chaplin), ein wertvolles Pergament mit den Unterschriften von allen berühmten italienischen Kulturschaffenden.



★ Alles für den Publikums-geschmack. Gerhard Traugott Buchholz, der Produzent des Ostdeutschland-Westdeutschland-Problemfilms „Postlagernd Turteltaube“ kündigte vor dem Augsburg Filmklub eine neue Fassung seines Filmes an. „Wir haben eine grundlegende Bearbeitung fertiggestellt, die dem Publikums-geschmack Rechnung trägt.“



Das ist zuviel verlangt, Genossen!

Was man sich jenseits des Eisernen Vorhangs erzählt

Einfach unfaßbar

Drei Staatsanwälte befinden sich auf der Fahrt von Halle nach Merseburg. Plötzlich streikt der Motor. Der Chauffeur steigt aus, klappt die Kühlerhaube auf und sucht, sich hilflos den Kopf kratzend, nach dem Schaden.

Der Fahrer eines anderen Wagens hält und fragt hilfsbereit: „Na, Kamerad, wo fehlt's denn?“

„Ja“, seufzt der andere, „wenn ich das wüßte...!“

Der Hilfsbereite schüttelt den Kopf. „Mensch, als Fahrer eines so feudalen Wagens müßtest du doch Bescheid wissen!“

„Keine Ahnung“, gestand der andere flüsternd. „Ich bin eigentlich Regierungsrat.“

Der Hilfsbereite pfiß durch die Zähne und grinste verständnisvoll. „Und die drei, die du da im Wagen hast? Was ist denn das für 'ne Sorte?“

„Drei Staatsanwälte“, sagte der andere leise.

„Was?“ rief der Hilfsbereite. „Drei Staatsanwälte? Und da sollte kein Schlosser drunter sein?“

Hennecke verunglückt

Die neueste, garantiert wahre Geschichte um Adolf Hennecke, den Über-sollproduzenten:

Vor kurzem kam er auf einer Radtour schwer zu Fall, weil er mit dem Hinterrad in sein eigenes Vorderrad hineingefahren war.

Höhere Mathematik

Eine Schule, irgendwo in der Ostzone. Der Lehrer gibt den Kindern Rechenaufgaben auf.

„Nehmen wir mal an, eure Familie zählt vier Personen. Jede Person erhält monatlich rund siebenhundert Gramm Fleisch zugeteilt. Was bekommt ihr dann insgesamt, Heinz-Georg?“ Sagt der: „Zwei Rollen Harzer Käse, Herr Lehrer!“

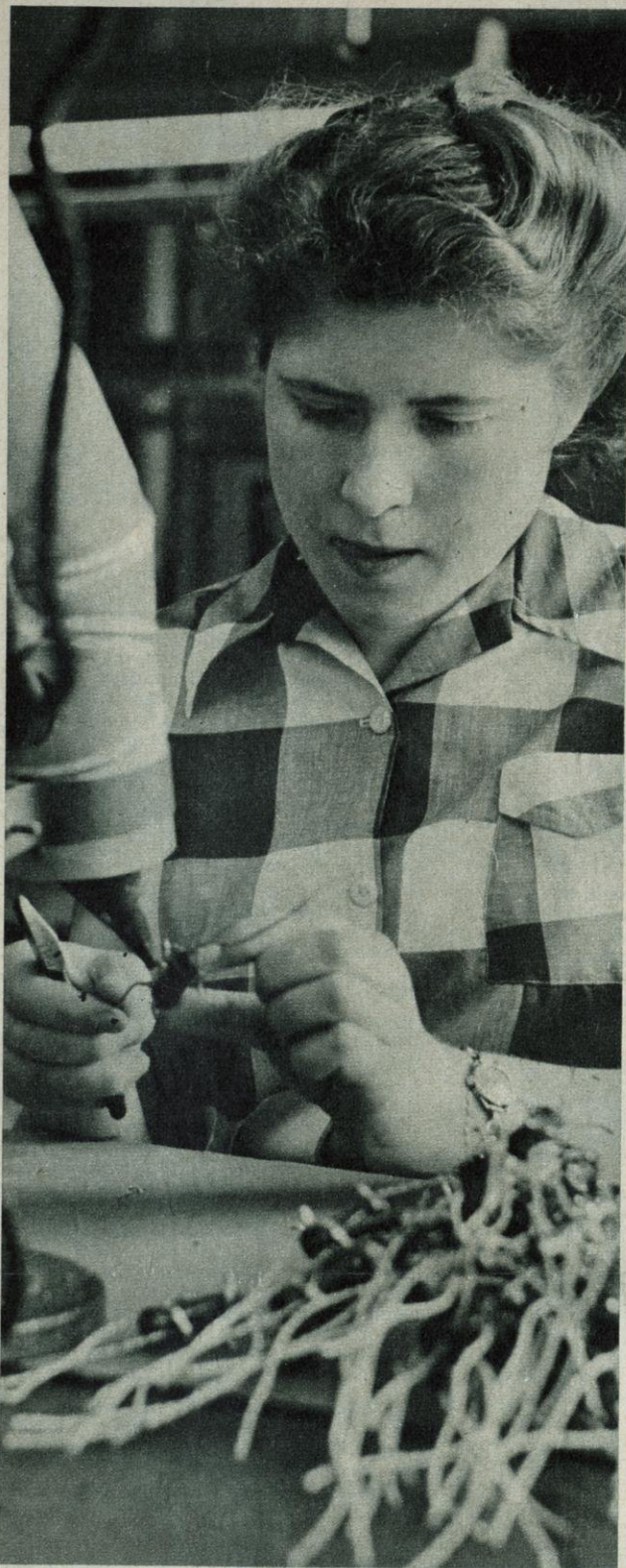
Papierener Weizen

Im Rostocker Hafen steht seit Tagen ein Mann am Kai und guckt unentwegt aufs Meer hinaus. Das fällt allmählich vielen Leuten auf, aber da man sich „drüben“ das Wundern längst abgewöhnt hat, fragt niemand.

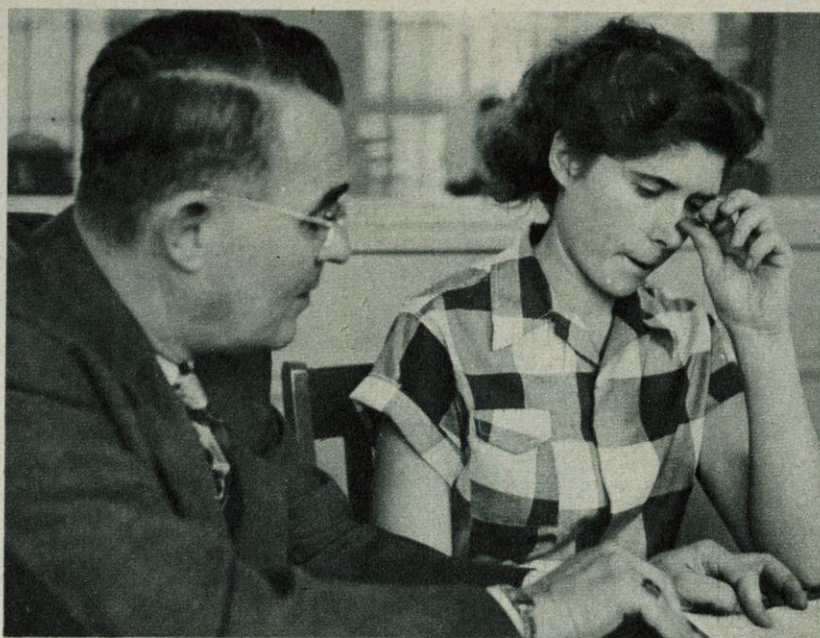
Nur der sowjetische Hafenkommendant, halb neugierig, halb argwöhnisch, knöpft sich den Mann vor: „Was du hier immer stehen und gucken — du Spion?“

„Nix Spion, Pan Kommandant!“ sagt der Mann bekümmert. „Ich warte auf die Getreidedampfer, die aus der Sowjet-Union kommen sollen.“

Da klopf ihm der Kommandant wohlwollend auf die Schulter und brummt: „Du nix gucken hier — du müssen gucken in Zeitung!“



Das ist mein Arbeitsplatz bei der General Instrument Corporation. Hier sitze ich nun acht Stunden am Tag und mache Telefonkabel fertig. Zuerst war's nicht ganz leicht, aber jetzt klapp't. Es sind ja immer dieselben Handgriffe. Das ist nachher ein bißchen langweilig. Wenn ich dann den Dreh raus hab', brauch' ich die Zunge nicht mehr zwischen die Zähne zu klemmen.



Darf ich vorstellen? Das ist Mr. Callaghan von der Betriebsleitung. Er ist so nett und zeigt mir in einem technischen Buch den Bau einer Telefonanlage.



Nachdem ich nun also weiß, wofür das gebraucht wird, was ich mache, kann ich an die praktische



Kaffeemaschine mit Druckknopf. Man drückt, hält einen Becher dran. Einfach, was? Inzwischen haben Kolleginnen Essen serviert.

Amerika auf den Nabel gesehen

Cornelias vierter Brief aus Newyork

Endlich komme ich dazu, Euch über meine Arbeit zu erzählen. Ihr erinnert Euch doch noch? Ich hatte bei einem Spaziergang durch Newyork einen netten Schutzmann kennengelernt — „copper“ heißen die auf amerikanisch —, der hatte mir eine Firma genannt, wo eventuell... Na, ich bin also hingegangen, man hat mich ein bißchen getestet, und dann habe ich den Job bekommen. Darüber hatte ich Euch schreiben wollen. Aber da war Weihnachten dazwischengekommen, und da hatte ich Euch natürlich sagen müssen, was zu der Zeit in den Staaten los ist. Aber heute ist endlich mein Job an der Reihe. Viel ist da eigentlich nicht zu sagen. Es ist eine Firma, die elektrisches Zubehör baut, die Leute sind alle sehr nett, ich habe ein paar nette Mädels kennengelernt — am besten seht Ihr Euch die Bilder an.

Viele Grüße von Eurer Cornelia

Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

ich wie ein junger Hund, denn ich hatte den Fehler begangen, in den Kleidern zu schlafen. Mein Sonntagsanzug zeigte sich daher auch schon bedeutend weniger stattlich. Die Hose war zerknittert wie das Blech eines Kotflügels, der einen Zusammenstoß hinter sich hat. Und meine Jacke hatte einen fremden Vagabundengeruch

trat nicht der Fuß ihres Besitzers über die Schwelle. Ich wurde nicht durchgebleut, wie ich es vielleicht nach der Meinung mancher Leute verdient hätte, und das machte mich kühn, stimmte mich verwegen. Ich fing nämlich an, die alten Kleider, die offensichtlich für die Gartenarbeit bestimmt waren und die an der Innenseite der Tür hingen, in Betracht zu ziehen.

Da war nämlich so ein blauer Overall, wie ihn Monteure, Elektriker oder auch Hafenarbeiter zu tragen pflegen. Eine dazu passende Kappe gab es auch. Ich beschloß, für diese prachtvollen

würde mir eine erhebliche Sicherheit des Auftretens gegenüber interessierten Grenzbeamten verleihen. Und was das beste war, ich hatte mit der neuen Kluft zugleich neue Papiere angezogen. In der oberen Tasche des Overalls befand sich nämlich ein zwar abgelaufener, aber doch noch ziemlich frisch aussehender Passierschein, der bezeugte, daß sein Besitzer Monteur sei, und dessen Stempel nachwies, daß dieser mehrmals in Montageaufträgen seiner Fabrik südwärts gereist war. Zwar zeigte das Foto das Gesicht eines Mannes, der wenigstens zehn Jahre älter war als meine Wenigkeit, und selbst mit den tollsten mimischen Verrenkungen war es mir nicht möglich, ihm ähnlich zu sehen. Aber die Schirmkappe half mächtig nach. Und wenn ich die tief in die Stirn zog und dabei die Backen ein bißchen aufblies, konnte es angehen. Nun war ich die ärgste Sorge los, hieß Joseph Pfandler, war verheiratet und hatte einen Beruf. Darüber hinaus wurde von mir erwartet, daß ich als besonderes Kennzeichen eine Narbe über der linken Schläfe trüge und dunkelhaarig wäre anstatt rotblond. Nun, dem letzteren konnte man mit Öl abhelfen. Öl läßt blondes Haar dunkel erscheinen. Ich massierte mir also kurzentschlossen Maschinenöl ins Haar, das ich in einem Kännchen mit langer Tülle fand. Ich hatte nun wenigstens die unverkennbare Geruchswelle eines Mannes, der mit Eisen und Werkzeug umgeht. Und meinem Alter, dem konnte ich mit Ruß nachhelfen. Um den Brenner des Primuskochers herum hatte sich davon eine hübsche Schicht abgesetzt, die tupfte ich mit der Fingerspitze ab und gab meinem Gesicht einen dunkeln Glanz, aber nicht zu auffällig, damit meine „Maske“ nicht nach Theaterschminke aussah. Auch das Foto färbte ich auf die Art etwas dunkler. Der Paß eines Monteurs durfte schließlich etwas schmutzig sein.

Fortsetzung folgt.

bekommen. Einen Geruch, den ich so bald nicht wieder loswerden sollte, der mich mir selbst entfremdete, das heißt jenem Clemens, als welcher ich ein von meiner lieben Mutter täglich auf Hals und Ohren und Hände und Fingernägel überprüfter Schüler gewesen war. Der neue Geruch gab mir Sicherheit in bezug auf meine Pläne, ja er gab mir, so komisch das klingt, Festigkeit und Unbeirrbarkeit in Sachen meines inneren Anliegens oder, wenn ich so sagen darf, in Sachen des mir bestimmten Schicksals.

Nun, es passierte absolut nichts in jener Schrebergartenlaube. Ich wurde nicht überrascht. Es

Verkleidungsstücke meine Jacke, meine Kravatte und meinen Hut in Tausch zu geben. Und da mir die fremden Sachen gut paßten, durfte ich das gleiche für ihren Besitzer mit Bezug auf meine Jacke und meinen Hut voraussetzen. Und schlecht fuhr er bei diesem Tausch nicht... auch wenn ich mir zusätzlich noch seinen etwas durchlöchernten, aber sehr dicken Rollkragenspullover aneignete.

Nun befand ich mich also in einer Verkleidung, aus der mir buchstäblich Kraft zufließte. Mir war schön warm. Ich war sogar mir selbst unkenntlich, was ich mit Vergnügen in der an die Wand genagelten Spiegelscherbe feststellte. Und das

Bilderrätsel



Leser schreiben an den Aufwärts

Liebe Schrift- und andere Leitung!

Also wissen'se nä, sowat von Raffinesse! Sagt mal, Kollegen, Euer Rätselonkel scheint tatsächlich ein guter Onkel zu sein und nicht zu wissen, wo er seine Rätsel hat. Oder hat es die Schriftleitung extra schwer machen wollen?

1. In Nr. 23 „Kreuzworträtsel“ steht die Lösung als „Auflösung aus Nr. 22“ firmiert der Einfachheit halber gleich darunter.

2. In Nr. 24 „Kreuzworträtsel“ steht daneben: „Auflösung aus Nr. 24“ (?). Das ist arglistige Täuschung.

Im ersten Falle wolltet Ihr's nicht wissen, da ist es aber so. Im zweiten Falle wolltet Ihr es wissen, da ist es aber nicht so.

Ist das ganze ein Rätsel, um festzustellen, wer den Aufwärts bis auf den letzten weißen Fleck bearbeitet? Dann müßte es eigentlich Preise geben. Oder gab es nur Zigarren für Euch?

Wir haben viel Spaß gehabt in der Jugendgruppe.

Freundliche Grüße
Bruno Schmorow



Nachweihnachtliches

Trubel, Tempo, Unrecht und Not bestimmen das Gesicht unserer Zeit. Für die einen ist Weihnachten „das Geschäft“. Für andere wieder einmal ein Grund zu feiern und auch zu schenken. Doch mich interessieren diese Leute nicht. Während solcher Feste muß ich immer an die Leute denken, die nichts haben, weil man ihnen nicht die Möglichkeit gibt, sich Werte zu schaffen. Da sind Tausende, ja Millionen, die so gern arbeiten wollen. Doch sie dürfen nicht, sie sind dazu verbannt, die Hände in den Schoß zu legen. Unsere heutige Gesellschaft hat keine Beschäftigung für sie. Stellt euch die seelische Not dieser Menschen, dieser Familienväter vor. Sie sehen die bittenden Augen ihrer Kinder und wissen, daß sie nicht geben können. Ich kann mir vorstellen, daß an einem solchen Abend Verzweiflung nach ihren Herzen greift. Da gibt es Unternehmerrzeitschriften, die diese Kollegen als „stille Arbeitsreserven“ bezeichnen. Man sollte den Herausgebern und Verfassern solcher Zeitschriften die Möglichkeit geben, einige Jahre zur „Arbeitsreserve“ zu gehören. Was macht unsere Gesellschaftsordnung? „Sehr viel“, wird man uns antworten. Wir veranstalten Weihnachtsfeiern und beschenken die Kinder minderbemittelter Familien. Aber gerade dadurch wird doch der Gedanke des Weihnachtsfestes zerstört, Weihnachten sollte das Fest der Familie sein. Diese Kinder werden eventuell sehr gut auf einigen Vorweihnachtsfeiern beschenkt, und dann, ja dann kommt der „Heilige Abend“, und die Eltern, die Familie kann nicht so schenken, wie es andere getan haben, um ihren „sozialen Gedanken“ und ihre „Nächstenliebe“ zu zeigen. Darum müssen wir als Gewerkschaftsjugend immer wieder fordern: „Gebt allen Menschen Arbeit und Brot“. Wir wollen keine Geschenke, wir wollen uns unseren Anteil am Sozialprodukt erarbeiten, aber diesen wollen wir ganz und nicht nur einen Teil dessen.

Freundschaft
Heinz Plickert, Elmshorn.